

WERNFRIED HOFMEISTER (Graz)

OMNIA VINCIT RADIX

Minne und ‚Drogen‘ in Neidharts Sommerlied 15

Um gemäß dem erweiterten Rahmenthema dieses Sammelbandes auch Neidhart von Reuental Gehör zu verschaffen, ohne dabei den ‚jublierenden‘ Ort Zeiselmauer, die ‚Wendezeit‘ des Minnesangs und Walther von der Vogelweide aus den Augen zu verlieren, habe ich Neidharts Sommerlied 15 und einen sinnspielerischen Zugriff gewählt: *Omnia vincit amor*¹, heißt es bekanntlich seit Vergil, und meint, dass die Macht der Liebe unwiderstehlich sei, *Omnia vincit radix* lautet meine Verballhornung, die auf die ähnlich unwiderstehliche Macht bestimmter bzw. noch unbestimmter Wurzeln vorausdeuten will. Diese besitzen nämlich angeblich eine ganz erstaunliche, drogenähnliche Wirkung und verweisen damit auf den magischen Hintergrund der mittelalterlichen Kultur, den es dementsprechend gebührend einzubeziehen gilt.² Indem wir also einerseits magiekundliche Bezüge herstellen und andererseits jene latenten Verstehensangebote ausloten, welche als literarisches Spiel auf diesen zauberhaften Vorstellungen aufbauen, sollte es gelingen, den Inhalt des SL 15 in neuer Komplexität zu erschließen.

Zuerst ein paar Worte zur Überlieferung des Textes: Entstanden mögen wir uns das SL 15 (als Teil der Mutter-Tochter-Texte) in der österreichischen Zeit Neidharts denken, also in den 30er Jahren des 13. Jahrhunderts.³ Es ist uns aus dem späten 13. Jh. in der Riedegger Hs. mit 9 Strophen überliefert, ferner aus dem 15. Jahrhundert in der Berliner Hs. c, dort gleich doppelt mit jeweils einer Plusstrophe,⁴ und ebenfalls im 15. Jahrhundert 7-strophig in der Münchner Hs. m, die eine sehr eigenständige Version bietet und dem Magischen völlig entfremdet ist.⁵ Ich verzichte darauf, über die diachronen Veränderungen der Textfassungen zu handeln, und

¹ „Die Liebe siegt über alles“: Sprichwörtlich gewordenes Zitat aus dem Schlussgedicht der „Bucolica“ von Vergil.

² Diesem Bereich haben neben mehreren Publikationen (die z. T. noch im Druck sind) auch Vorlesungen und Seminare des Autors an den Universitäten in Graz und Minneapolis/USA gegolten.

³ Vgl. Siegfried Beyschlag: Die Lieder Neidharts. Der Textbestand der Pergament-Handschriften und die Melodien. Text und Übertragung, Einführung und Worterklärungen, Konkordanz, Edition der Melodien von Horst Brunner. Darmstadt 1975, S. 560.

⁴ Nur die erste Aufzeichnung des Textes in c, als c¹ bezeichnet, zeigt eine leichte Verschiebung der Strophenreihenfolge, indem dort die Strophe 4 (von R und c²) den Text eröffnet.

⁵ Vgl. den Abdruck des m-Textes in der ‚großen Ausgabe‘ von Haupt: Neidharts Lieder. Hg. v. Moriz Haupt. 2. Aufl., neu bearb. v. Edmund Wießner. Leipzig 1923, S. 196 f.

richte mein Augenmerk auf einen synchronen Sinnschnitt. Für diesen empfiehlt sich der älteste verbürgte Strophenbestand der Riedegger Überlieferung, zumal die Berliner Fassungen erheblich jünger sind und außer ihrer einen Zusatzstrophe, die aber nicht magieträftig ist, nichts wesentlich anderes präsentieren. Für die Diskussion des genauen Wortlauts (der im Anhang meines Beitrages abgedruckt ist) vertraue ich mich der bewährten ATB-Ausgabe an: In ihr sind die tatsächlichen und vermeintlichen Verschreibungen in der Riedegger Überlieferung korrigiert, wodurch sie uns zwar keine authentische Textfassung nach R bietet, aber in Summe einen verständlichen, umsichtig emendierten Text.⁶

Das SL 15 ist in der Vergangenheit nicht gerade im Mittelpunkt des Interesses der Neidhart-Forschung gestanden, zu unspektakulär mag es erschienen sein. Was an ihm bislang auffiel, fasst bis heute am umfangreichsten Beyschlags Kommentar in seiner Ausgabe von 1975 – halb paraphrasierend, halb auslegend – zusammen:

[E]in Mädchen ist trotz Frühlingsbeginn tief niedergeschlagen. Die Mutter ahnt: ein Mann wird daran schuld sein, und das Eingeständnis der Tochter von einem sinneberaubenden Kuss durch einen Ritter bestätigt es nur: „Du merkst jetzt Mannesliebe.“ Da helfe nur noch Heimlichkeit und der „alten Künze“ samt ihrem liederlichen Schwatzen aus dem Weg zu gehen. Der Ritter, d. h. hier: ein Ritter, ohne Namensnennung des Reuentalers, erscheint erneut als der bedenkenlose Verführer, der sich zudem geheimer Künste (eines Zauberkrautes) bediene (VII). Sein Verhalten wie das des verführten Mädchens stehen in schroffem Widerspruch zu der Mahnung der Eingangsstrophe zu beherrschter Lebensfreude und Vermeidung von allem, was Schande bringt.⁷

Damit ist Wesentliches, doch bei weitem nicht alles angedeutet, was der Sänger m. E. in diesen Text an sinnstiftendem ‚Spielmaterial‘ hineingelegt hatte. Schauen wir daher vorweg nochmals auf das Personal, insbesondere auf den *ritter* (VI/3): bei ihm hatten – in Fortspinnung des Sommerliedes 14 – schon Haupt und Wießner an die Figur des Reuentalers gedacht.⁸ Das scheint plausibel, wenngleich man deswegen nicht wie Haupt einen verloren gegangenen Beweis dieser Identifizierung in Form einer ehemaligen Schlussstrophe zu Lied 15 imaginieren muss, in der eine explizite Reuentaler-Nennung zu finden gewesen wäre.⁹ Denn auch ohne diese vage ‚Stütze‘ scheint eine gedankliche Deckungsgleichheit zwischen unserer Figur des Ritters und jener Neidharts nahe liegend, konnte doch gemäß dem Erwartungshorizont des historischen Publikums schon allein das typische Verführungs-Motiv dazu ausreichen, den hier namenlos gebliebenen Ritter mit der Rolle des Reuentalers gleichzusetzen. Welche inhaltlichen Konsequenzen diese Annahme für die wei-

⁶ Siehe: Die Lieder Neidharts. Hg. v. Edmund Wießner. Fortgeführt v. Hanns Fischer. 5., verb. Aufl. hg. v. Paul Sappler. Mit einem Melodieanhang von Helmut Lomnitzer. Tübingen 1999. (= ATB. 44.) S. 22–24.

⁷ Beyschlag (wie Anm. 3), S. 559f.

⁸ Vgl. Edmund Wießner: Kommentar zu Neidharts Liedern. Leipzig 1954, S. 36 (zu 17,24).

⁹ Vgl. ebda, S. 36 (zu 17,26).

tere Ausgestaltung des gesamten poetischen Neidhart-Bildes hat, soll sich im Laufe dieser Studie erweisen.

Die inhaltlichen Schlüsselstellen begegnen uns (nach dem 5-strophigen Naturingang) ab Str. VI, wo wir hören, dass in diesem Sommerlied die Dorfschöne nicht, wie sonst bei Neidhart üblich, einfach dem Blick, Griff und Kuss ihres edlen Galans erlegen sei, sondern erst der Kraft eines Zaubers (vgl. VI/2), der von einer *wurzen in dem munde* (VII/2) des Verführers ausströmte. Nach dem Ertasten dieser Wurzel (die singularische Form *eine wurzen* lässt nicht unbedingt an etwas Blättrig-Krautartiges denken) könne sie sich an keine amourösen Details mehr erinnern. Was sie solcherart angeblich ‚verschlafen‘ habe, umschreibt ihr die Mutter – nur mäßig zartfühlend – mit den Worten: *dû bist niht magt: dich rüerent mannes minne* (VII/4) als den Akt der Defloration; Beyschlag übersetzt in wünschenswerter Eindeutigkeit: „Dann bist du keine Jungfrau mehr, du merkst jetzt Mannesliebe.“¹⁰ Diese herb verknappte Feststellung der Mutter scheint alles Magische zu ignorieren und damit auch die Möglichkeit, dass überhaupt irgendein *zouber* (17,25) beteiligt gewesen sein könnte. Hier meine ich nun Sinnfacetten wahrnehmbar machen zu können, die uns zwischen vermeintlich pauschaler Zurückweisung von Okkultem und der Zurückweisung bloß spezieller Symptome des Okkulten differenzieren lassen und die uns – darauf gründend – auch erkennbar machen, dass die komischen Verstehensvarianten des SL 15 an feinere, bislang nicht beachtete Argumentationslinien des Textes rückgebunden sind.

Damit sind wir bei der Bewertung der zauberhaften *wurzen* angelangt, die uns mitten in das raffinierte Sinnspiel des Textes hineinführt. Was von der Wurzel wirklich zu halten sei, werde ich anhand eines Verstehensmodells darzulegen versuchen. Es hat sich im SL 15 an verschiedenen, durchaus disparaten Verstehensperspektiven des Geschehens zu orientieren, nämlich an jenen (innertextuellen) der handelnden Figuren, also der Mutter, der Tochter und des (nur in ihrem Bericht auftretenden) Ritters sowie an der (außertextuellen) Perspektive des historischen Publikums, das eingeladen war, die Autor-Intention unter Bezugnahme auf eigenes magisches Weltwissen genießend zu erschließen.

Wenn wir zuerst den im Text stummen Ritter betrachten, spielt bereits unvermeidlich die Perspektive der Tochter mit herein, weil diese Figur eben nur aus deren Erzählung heraus fassbar wird. Dennoch verdient der Ritter gesondertes Interesse, da seinem Treiben trotz aller denkbaren Zweifel an der Aufrichtigkeit des Tochter-Berichts eine – wie wir noch später sehen werden – ‚autonome Plausibilität‘ nicht völlig abgesprochen werden kann. Anders ausgedrückt: Was er laut Tänzerin getan und bewirkt habe, mochte zwar vom Publikum in Einzelheiten bezweifelt werden, doch es musste nicht ihr gesamtes ‚magisches Rekonstrukt‘ als unglaubwürdig oder gar völlig undenkbar erscheinen. Daher nähern wir uns dem magischen Rätsel entsprechend ‚neutral‘ und fragen uns: Woran mag der ritterliche

¹⁰ Beyschlag (wie Anm. 3), S. 67.

Tänzer gekaut haben, um seine Partnerin(nen) in Wonneshauer zu versetzen? Die für Neidhartkenner nächstliegende Antwort dürfte lauten: Es war die Ingwerwurzel! Von ihr ist nämlich auch in Strophe V des WL 24 beim so genannten Ingwerstreit zwischen den Bauern Willeger und Hildebolt im Kampf um Friderune die Rede und vom grausamen Ende berichtet Str. VI des WL 31: *er ist Hiltboldes swester sun von Berenriute,/ der dâ wart erslagen umbe ein ingewer:/ daz tet jener Willeger.* (WL 31/VI, 11–13) Als Schauplatz wird dort das *Tulnære velt* (WL 31/VI,1) genannt, im Gebiet zwischen *der Treisen hin ze tal engegen Zeizenmâwer* (WL 31/VI,3), von wo die Kontrahenten stammten. Da hätten wir also den gewünschten Lokalbezug zu Zeiselmauer und wollen nicht ausschließen, dass auch das SL 15 hier zu verorten wäre. Passt aber auch die Ingwer-Parallele? Ingrid Bennewitz bezweifelt zwar, dass unsere Wurzel-Episode direkt mit diesem letalen Ingwerstreit in Verbindung stehe,¹¹ geht jedoch offenbar von einer objekthaften Gleichartigkeit aus, welche „zur Diskreditierung der Riuwentaler-Rolle beiträgt: Die dörper streiten um Ingwerwurzeln, die sie in seidenen Beuteln mit sich tragen und den Mädchen beim Tanz anbieten [...]; der Riuwentaler nimmt eine ‚Wurzel‘ in den Mund, um sich das Mädchen willfährig zu machen.“¹² Dieses Argument der „Diskreditierung“ stimmt freilich nur dann, wenn wir beide Male – im WL 31 und im SL 15 – an die Ingwerwurzel denken, durch deren Besitz sich der Ritter auf bäuerliches Niveau begeben hätte. Gegen diese Annahme spricht jedoch vor allem ‚Kräutertechnisches‘. So weiß der Dioskurides, das maßgebliche Pflanzenkundebuch der späten Antike und des europäischen Mittelalters, in Kapitel 189 über den „Zingiber officinale (Zingiberaceae) – Ingwer“ zu berichten:

Der Ingwer ist ein Gewächs eigener Art, welches am meisten im troglodytischen Arabien wächst; sie gebrauchen den jungen Schössling zu vielerlei, wie wir die Raute, indem sie ihn für den Vortrunk kochen und dem Gekochten zumischen. Die Wurzeln sind klein, wie die des Kypeiros, weisslich, an Geschmack dem Pfeffer ähnlich und wohlriechend. Wähle die aus, welche nicht von den Würmern zerfressen sind. Wegen leicht eintretender Fäule werden sie von Einigen eingemacht und in irdenen Behältnissen nach Italien gebracht; sie sind zur Speise sehr geeignet und werden mit der Sauce genommen. Sie haben erwärmende, die Verdauung befördernde Kraft, regen den Bauch milde an und sind gut für den Magen. Sie wirken auch gegen Verdunkelungen auf der Pupille, werden den Gegengiften zugemischt und gleichen überhaupt in ihrer Kraft dem Pfeffer.¹³

Mitte des 14. Jahrhunderts lautet die Ingwerkunde im „Buch der Natur“ des Konrad von Megenberg dann so:

¹¹ Vgl. Ingrid Bennewitz: Original und Rezeption. Funktions- und überlieferungsgeschichtliche Studien zur Neidhart-Sammlung R. Göppingen 1987. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 437.) S. 108 f.

¹² Ebda., S. 109.

¹³ Eine praktische Volltextsuche im „Dioskurides“ (geschrieben im 1. Jh. n. Christus) ist online möglich unter der Internet-Adresse http://www.tiscalinet.ch/materiamedica/Volltext/Buch2.htm_cap_189_ingwer_ [mit jeweils doppeltem Unterlängenstrich].

Zinciber haizet ingwer. daz kraut wehst in dem lande India und diu wurz, die wir ingwer haizen, wehst bei des krautes wurzel. ez ist zwaierlai ingwer. ainer ist wild und ist der er under den wurzen, und der ist scherpfer auf der zungen wan der haimisch. der ander ist haimisch und der ist diu si in der art und der ist waicher und weizer wan der wild und ist auch pezzer. er ist guot für die kelten der prust, wenn diu kümt, und ist dem kalten magen gar guot und entsleuzt den muossak [= ‚Speisesack‘, also der Magen] und verzert die übrigen fäuheten in dem leib. zuo den gepresten allen ist der ingwer guot, wenn man in mit wein seudet oder der in kewt in dem mund und in izzt. wer es ingwers pulver in träufen in diu augen tuot, dem werdent si clâr. sein electuari [= Saft], daz diacinciber haizt, daz ist kreftiger zden vorgeantten dingen wan der ingwer sust.¹⁴

Und das Handwörterbuch des Aberglaubens hält zum Ingwer bündig fest:

Die Droge ist der getrocknete, stark aromatisch schmeckende Wurzelstock des aus dem tropischen Asien stammenden Zingiber officinale. Der Zahnleidende kaut I., spuckt den Speichel auf ein Leinwandläppchen und trägt es drei Tage lang in der Tasche bei sich.¹⁵

Bei dieser Wurzelart fehlt somit von Liebeszauber, wie er laut SL 15 der Wurzel anhafte, jede Spur! Um unser Bild vom Ingwer abzurunden, hat der Verfasser dieses Beitrages schließlich noch ein wenig experimentelle Germanistik betrieben und die Wurzel einer Kauprobe unterzogen: Der kleine Selbstversuch dauerte allerdings nicht lange, zu scharf brennt das Gewürz auf einem modernen europäischen Gaumen. Diese Erfahrung und die oben zitierten Werke bestätigen: Die Ingwerwurzel war zu Neidharts Zeit bloß als Gewürz mit zusätzlichen therapeutischen Qualitäten begehrt, aber nicht als Liebesdroge. Gut für Magen und Zähne, hätte das Mädchen bei der Entdeckung einer Ingwerwurzel im Zuge eines tiefen Kusses (*er kuste mich, dô het er eine wurzen in dem munde*, VII/2) allenfalls eine Art pfeffriges ‚Frische-Erlebnis‘ vermittelt bekommen, einen belebenden, vielleicht sogar heilenden ‚Kräuterschauer‘ (der weniger auf sexuelle Vitalität denn auf das Über-tünchen von Mundgeruch schließen ließ), jedoch kaum eine erotische Berausung. Diese Einsicht liefert uns nun das Stichwort, um endlich auch Walther, das ‚Pelzrockgeburtstagskind‘ dieses Sammelbandes, zu zitieren, und zwar eine Textstelle aus seinem Lied 30 (L 53,25), auf die im allgemeineren Zusammenhang mit unserer Wurzel bereits Wießner aufmerksam gemacht und dabei weiter auf Wilmanns Walther-Kommentar verwiesen hatte:¹⁶

¹⁴ Das Buch der Natur von Konrad von Megenberg. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache. Hg. v. Franz Pfeiffer. Stuttgart 1861, S. 425 (Kap. 86). Auf Basis dieser Ausgabe ist der gesamte Text auch online durchsuchbar unter <http://titus.uni-frankfurt.de/texte/etcs/germ/mhd/konrmeg/konrm.htm>.

¹⁵ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. (unter bes. Mitwirkung v. E. Hoffmann-Krayer u. unter Mitarbeit zahlreicher Fachgenossen) v. Hanns Bächtold-Stäubli. Bd. IV. Berlin u. Leipzig 1931/32, Sp. 687.

¹⁶ Vgl. Wießner, Kommentar (wie Anm. 8), S. 37 (zu Neidhart 17,30) u. Walther von der Vogelweide. Hg. u. erläutert v. W[ilhelm] Wilmanns. 4., vollst. umgearb. Aufl. bes. v. Victor Michels. Halle a. S. 1924. (= Germanistische Handbibliothek. I,2.) S. 224 (zu Walther L 54,7).

*Si hât ein küssen, daz ist rôt,
 gewünne ich daz für mînen munt,
 sô stüent ich âf âz dirre nôt
 und wære och iemer mē gesunt.
 Swâ sî daz an ir wengel leget,
 dâ wær ich gerne nâhe bî.
 ez smecket, sô manz iender reget,
 alsam ez allez balsame sî.
 daz sol si lîhen mir:
 sô dicke sô sie ez wider wil, sô gib ich ez ir.¹⁷*

Wir dürfen daran zweifeln, dass sich in diesem duftenden Minne-Kissen viel an würzigem Ingwer-Pulver befand, weil dem magenfreundlichen Ingwer eben kein betörendes Aroma innewohnt. Der Blick auf Walthers Pölsterchen war indes nicht zwecklos, weil er dazu geeignet ist, Neidharts Wurzel-Episode im SL 15 unter neuen Vorzeichen als ein Element der Wendezeit des Minnesangs begrifflich zu machen: Anders als der selbstverführerische Kräuter- und Liebesfetisch in Walthers Lied wird die Wurzel im Munde Neidharts als etwas vorgestellt, das die Minnehandlung gewaltsam beeinflusst habe. An die Stelle von Walthers Minnepfand, welches das Liebeswerben sanft umspielt, ist somit eine ganz andere, ‚harte‘ Droge getreten, die das Gegenüber restlos gefügig und aufwändigen Minnesang obsolet macht.

Solch gewalttätige Vorstellung verweist auf die Konzepte der Schwarzen Magie, deren Wesen darin besteht, andere Menschen – mit oder ohne beschwörende Worte – zum reinen Vorteil der Praktizierenden zu manipulieren. Der Bereich der ‚dunklen‘ Liebesmagie war seit jeher überaus beliebt und reich u. a. an diversen Zaubersäften.¹⁸ Wer immer damals solche Elixiere zu brauen verstand, wusste sicher eine ganz spezielle, seltene Wurzel zu benennen, die auch ohne weitere Zutaten dem Liebeswerben angeblich unwiderstehlich zuträglich war und von der außer dem Mädchen auch viele andere gehört haben mochten: die Alraune oder Mandragora-Wurzel! War es also diese Wurzel, auf die die Zunge der Dorfschönen im Mund des dreisten Ritters gestoßen sein konnte?

Hilfe bietet wieder die einschlägige Kräuterliteratur. Über Wirkung und Aberglauben informiert etwa Harold A. Hansen in seinem Buch über die mittelalterlichen Zauberkräuter:¹⁹

¹⁷ Walther von der Vogelweide. Leich, Lieder, Sangsprüche. 14., völlig neubearb. Aufl. der Ausgabe Karl Lachmanns mit Beiträgen von Thomas Bein u. Horst Brunner hg. v. Christoph Cormeau. Berlin, New York 1996, S. 112. (Nr. 30/IV = Strophe L 54,7)

¹⁸ Vgl. die überblickshafte Darstellung von Richard Kieckhefer: Magie im Mittelalter. Aus dem Englischen von Peter Knecht. München 1992, wo sich verstreut u. a. Hinweise auf Liebesbeschwörungen und alchemistische ‚Zauber-Elixiere‘ finden.

¹⁹ Das Kapitel über die Alraune im Buch von Harold A. Hansen (Der Hexengarten. Die Zauberkräuter des Mittelalters und ihre Wirkung. München 1980) ist – mitsamt seiner wissenschaftli-

Sogar die alten Perser und Ägypter kannten schon die Heilkräfte der gelben oder rotgoldenen Beeren und vor allem der Wurzel, und es ist sicher, daß beide Teile der Pflanze als Aphrodisiaka verwendet wurden. [...] In der Antike macht der griechische Arzt Theophrast (ca. 370–328 v. Chr.) deutlich klar, daß die Alraune keine gewöhnliche Pflanze ist. Bevor er darauf eingeht, daß die Wurzel unter anderem sowohl als Schlafmittel als auch als Aphrodisiakum benutzt wird, erläutert er, ohne jedoch selbst daran zu glauben, die Vorkehrungen, die von den Wurzelschneidern beim Sammeln der Pflanzen getroffen werden müssen. Zuerst müsse man mit einem Messer drei Kreise um die Pflanze herum in die Erde ziehen. Sodann könne man, das Gesicht westwärts gewendet, zuerst den oberen Teil der Wurzel abschneiden, daraufhin weitere Teile der Wurzel freilegen; bevor jedoch das letzte Stück freigeschnitten werden dürfe, müsse man um die Pflanze herumtanzen und dabei so viel, wie das Gedächtnis nur hergibt, aus den Mysterien der Liebe rezitieren. [...] Mit der Zeit geriet die Alraune selbst mehr und mehr in den Ruf, ein böses Lebewesen zu sein, da ihre Gestalt der menschlichen sehr ähnlich war. Wie es im einzelnen zu dieser Auffassung kam, ist nicht bekannt. Ein Beitrag dazu mag wohl die Legende von Jasons Drachenhäuten gewesen sein; die wichtigste Quelle bildet jedoch eine Geschichte aus frühchristlicher Zeit. Aus dieser geht hervor, daß die Alraune ursprünglich eine Vorstudie für den späteren Menschen gewesen sei, die jedoch von Gott wieder verworfen wurde, nachdem er Adam aus dem roten Erdreich des Paradieses geschaffen hatte [...] Eine neue Mandragora kostete eine Menge Geld, was aber in Anbetracht ihrer Herkunft und der ihr zugeschriebenen Eigenschaften nicht weiter verwunderlich ist. Sie machte ihren Besitzer unverwundbar im Kampf und sicherte ihm absolute Treffsicherheit beim Gebrauch der Waffen. Sie befreite ihn von allen Leiden und erwies sich vor allem gegenüber jenen als besonders wirkungsvoll, die er auf dem Schlachtfeld der Liebe erobert hatte. Sie half ihm, verborgene Schätze zu entdecken, so daß er schnell reich wurde, bei seinen Mitmenschen hohes Ansehen genoß und erfolgreich in der Liebe war, da ja keine Frau der zwingenden Macht der Alraune widerstehen konnte.

Zum magischen Allgemeinwissen gehörte es aber auch seit jeher, dass diese ‚Kampf-Pflanze‘ giftig ist und daher bei Bedarf im Mund zwar mitgeführt, aber keinesfalls (lange) gekaut werden darf. Dies würde eine ‚Überdosierung‘ bedeuten, die etwa unseren Ritter auf sehr unvorteilhafte Weise bald in eine Art Todesschlaf hätte verfallen lassen können, wie ihn z. B. Peter Suchenwirt in „Der Minne Schlaf“ um die Mitte des 14. Jahrhunderts in allegorisierte Stilisierung geschildert hat, vermutlich mit bewusster Anspielung auf die Alraune:

*Ay waffen, ymmer waffen!
 Vraw Mynn die hat geslaffen
 Mer wann zehen gantzew iar,
 Daz cham von einer wurtzen dar,
 Die si in einem garten vand,
 Do si mit ir weissen hant
 Ein chreutel wolde prechen,
 In stoltzen vreuden, frechen
 Swang sich ir gemuete hoch;
 Daz chraut si von der erden zoch,
 Dar an ein chlaine wurtz belaib,
 Die uns vrewden vil vertraib:*

chen Befußnotung – gut zugänglich im Internet unter www.klammeraffe.org/brandy/hexengarten/alraune.html.

*Ir suezzer smakch dauch si gesunt,
Si schob di wurtzen in den munt,
Da von die Mynn so ser entslieff²⁰*

Angesichts solch drohender Nebenwirkungen hat der Verfasser nach seinem ‚Ingwer-Abenteuer‘ auf einen Selbstversuch mit der Alraune verzichtet. Dafür sei aber auf ein kräuterkundliches Fachwerk hingewiesen, dessen Titel Erfahrungswissen aus erster Hand verspricht und auch liefert. Es stammt von Bert Marco Schuldes und heißt „Psychoaktive Pflanzen. Mehr als 65 Pflanzen mit anregender, euphorisierender, beruhigender, sexuell erregender oder halluzinogener Wirkung“²¹:

Mandragora officinarum – Alraune:

Die Alraune, eine mehrjährige Pflanze, wächst auf Feldern und auf steinigen Plätzen Südeuropas. Sie gehört der Familie der Nachtschattengewächse an, zu der auch die Tollkirsche, der Stechapfel und das Bilsenkraut gehören. Die Alraune ist eine der klassischen Hexen- und Zauberpflanzen des Mittelalters und zahlreiche Sagen ranken sich um sie.

[...]

Nachtschattenskaloide sind in ihrer Wirkung auf den Organismus des einzelnen nicht vorhersagbar. Dosierungen, die von einer Person gut vertragen werden, können bei anderen zu schweren Vergiftungserscheinungen führen. Allgemein häufige Neben- und Nachwirkungen von Nachtschattendrogen sind: Übelkeit, Brechreiz, unangenehm übersteigertes Tastgefühl, verminderte Sehschärfe durch Pupillenerweiterung, Mundtrockenheit. Der deutliche Anstieg des Herzschlags kann bei Menschen mit vorgeschädigtem Herzen (Verengung der Herzkranzgefäße, Angina pectoris, Herzinfarkt) zu Problemen führen. Solche Personen sollten Nachtschattengifte unbedingt meiden. Bei der wiederholten Anwendung innerhalb kurzer Zeiträume können bereits geringe, sonst harmlose Mengen zu einem voll ausgeprägten Rauschzustand führen.

Im Mittelalter wurde von Kräuterkundigen behauptet, daß der andauernde Gebrauch von Alraune, Tollkirsche, Bilsenkraut und Stechapfel zu Geistesschwäche führt.²²

Wie nun ein mittelalterlicher Ritter aus dem Tullner Feld in den Besitz dieser nicht ungefährlichen ‚Dancefloor-Droge‘ gekommen sein könnte, wissen wir natürlich nicht. Billig war die Beschaffung sicher nicht, denn „[d]er schwunghafte Handel mit der Mandragora blühte, es wurden horrende Preise für sie bezahlt, ja sie wurde sogar mit Gold aufgewogen.“²³ Neben der Alraune wären noch andere Zau-

²⁰ Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Zum ersten Mahle in der Ursprache aus Handschriften hg. u. mit einer Einleitung, historischen Anmerkungen u. einem Wörterbuche begleitet v. Alois Primisser. Wien 1827, S. 96 f (Nr. XXX: Von der Mynn slaff, Verse 1–15); als ‚Parallele‘ schon erwähnt bei Wießner, Kommentar (wie Anm. 8), S. 37.

²¹ Bert Marco Schuldes: Psychoaktive Pflanzen. Mehr als 65 Pflanzen mit anregender, euphorisierender, beruhigender, sexuell erregender oder halluzinogener Wirkung. 2. verbesserte und ergänzte Auflage. o. O. u. o. J. (= Der Grüne Zweig. 164.) [Mittlerweile sind bereits 13 Auflagen gedruckt.]

²² Ebda, S. 51.

²³ Hans Schöpf: Zauberkräuter. Graz 1986, S. 54.

berwurzeln zur Verfügung gestanden, denen eine liebesfördernde Aura zugesprochen wurde: Dazu zählte zuvorderst die Zaunrübe, die wohl schon zu Neidharts Zeit als leistbares Imitat der Alraune auf dem Schwarzmarkt gehandelt wurde, wie Schöpf berichtet: „Aus der Wurzel der Zaunrübe (*Bryonia alba*) schnitzten [Betrüger] Alraunen, wobei oft gar nicht viel ‚nachgeholfen‘ werden mußte, da diese bereits eine täuschende Ähnlichkeit mit der ‚fast unbezahlbaren‘ Pflanze besaß.“²⁴ Angeboten hätten sich ferner ein paar andere Wurzeln, die ebenfalls als erschwinglich, ungiftig und dennoch leicht erotisierend galten, etwa der Enzian, der Fenchel oder das Liebstöckel, wobei aber zumindest der Enzian wegen seines überaus bitteren Geschmacks vermutlich nicht die erste Wahl gewesen wäre. Freilich war keine dieser Wurzeln ähnlich berühmt und eventuell sogar im Stande, nicht ihren Träger, aber dafür ‚magisch selektiv‘ die arglos überraschte Person, welche unversehens mit dieser verzauberten Wunderwurzel in Berührung kam, in einen schlaftrunkenen Liebesbann zu ziehen. – Ohne sie sicher beim Namen nennen zu können oder zu wollen, mag also die Tochter in ihrem Liebesabenteuerbericht am ehesten auf die Alraune, diese ‚Wurzel der Wurzeln‘, angespielt haben – womit wir endgültig bei der Erlebnisperspektive der Tänzerin angelangt sind.

Was die tanzhungrige Tochter behauptet, d. h., worauf sie ihre Erzählung gemäß naivem Volks- und Aberglauben gründet, ist der Verlust der Sinne durch ein Stück Zauberwurzel nach ‚eruptivem‘ Körperkontakt mit dem Verführer (*mich het ein ritter nâhen zim gevangen*, VI,3). Das durchaus gängige Konstrukt, auf dem diese Vorstellung beruht, ist das der ‚kontagiösen‘, schwarzen Magie: Schon die Berührung habe genügt, um vom Ritter (der – so haben wir ‚logisch‘ zu ergänzen – ganz in Zauberer-Manier selbst gegen den betäubenden Wirkstoff seiner Wurzel wohl immun sein muss) ‚gebannt‘ zu werden. Indem das Mädchen bzw. die junge Frau ausdrücklich von einem *zouber* (VI/2) spricht, den sie durch männliche List hatte erleiden müssen, schließt sie bewusst jegliche rationale Erklärung aus. Im christlich geprägten Kontext bedeutete dies aber zugleich die Unterstellung, dass hier das Böse, namentlich der Teufel seine Hand im Spiel hatte: Nur seine Versuchung konnte es sein, die einen Erfolg gewährte, jedoch auf die Gefahr hin, dass dereinst die Seele der von ihm profitierenden Person geholt werde – das lehrt bis in unsere Tage z. B. die wechselvolle Geschichte des ebenso studierfreudigen wie liebesüchtigen Doktor Faust, dessen erste literarhistorische Emanationen (noch explizit ‚doppelgesichtig‘ in Gestalt zweier Klosterzöglinge, aber bereits mit den zentralen Motiven ‚Seelenverschreibung‘, ‚Weltlust‘ und walpurgisnacht-ähnliches ‚Hexentreiben‘) wir schon um die Wende vom 12. zum 13. Jahrhundert im Dichtungsfragment der „Vorauer Novelle“ vor uns haben.

Die Denkmöglichkeit dieser magischen Vorstellung eröffnet nun eine neue Verbindung zur diabolischen Namensdeutung von ‚Neidhart‘, sofern wir – wie eingangs vorgeschlagen – hinter dem Ritter eine Manifestation dieser literarischen

²⁴ Ebda.

Figur sehen. Jörn Bockmann hat in jüngerer Zeit alle relevanten Bezüge zwischen Neidhart und dem Teufel zusammengestellt.²⁵ Die von ihm postulierten „Isotopien des Bösen“ (126) verdichten sich besonders anschaulich im SL 21, wo eine Mutter, über die Tochter maßlos erzürnt, ihre Hiebe mit den Worten kommentiert: *daz habe dir des von Riuwental./ rûch ist im sîn überval./ nû var hin, daz hiute der tievel ûz dir kal!* (SL 21/VIIa,3–5). In der Diktion von Beyschlag liest sich dies als: „Das ist für den von Reuental. Zottig ist sein Überhang. Nun fort, daß man den Teufel heut’ noch aus dir hör.“ Der letzte Satz sollte in Anlehnung an das Neidhart-Wörterbuch von Wießner²⁶ und das Sprichwörterlexikon von Wander²⁷ wohl noch deutlicher als eine fluchartige Redewendung zur Geltung kommen. Um dies zu erreichen, brauchen wir nur den Teufel in vertrauter Metonymie durch seine Behausung zu ersetzen und schon erhalten wir schlicht und drastisch: „So fahr noch heut’ zur Hölle!“ Was wir hier – ungeachtet der Diskussion über die ‚Echtheit‘ dieser ‚Teufelsstrophe‘, die aber immerhin in R aufgezeichnet ist²⁸ – in Händen haben, ist ein valides Zeugnis für Neidharts imaginierte ‚Teufelsnähe‘. Diese Diabolik bildet sich also im SL 21 (ähnlich wie im WL 27²⁹) in aller Schärfe ab und stützt das Erkennen diabolischer, schwarzmagischer Bezüge, wie sie in unserem SL 15 von der Tochter gemäß ihrer Handlungsperspektive so steif und fest behauptet werden. Die ‚gefallene‘ Tänzerin stand daher bei ihrer Rechtfertigung auf festem Grund des Wissens um einen geradezu teuflischen Verführer und seine (mit solcher Diabolik untrennbar verbundenen) magischen Künste. Fraglich konnte für ihre Zuhörerschaft allerdings bleiben, ob und wie stark diese Höllenkräfte in der konkreten Situation wirklich im Spiel waren.

Als ‚Kronzeugin‘ dafür, wie weit nun die Glaubwürdigkeit der Tochter reicht, rufen wir ihre Mutter auf. Wird von ihr (wie schon eingangs gefragt) dieser Vorwurf, dass Neidhart mit bösen Mächten im Bunde sei, und damit die gesamte Zaubergeschichte wirklich zurückgewiesen? Ein genauerer Blick auf den Text mag weiterhelfen. Schon zitiert habe ich die lakonische Schlussfolgerung der Mutter aus dem Bericht der Tochter: Diese stehe nun unversehens als eine Frau da, die – im Sinne von Beyschlags Übersetzung „du merkst jetzt Mannesliebe“³⁰ – männliche Leidenschaft genossen habe und weiterhin genießen wolle (vgl. VII,4); daraus spricht in der Tat eine unüberhörbare Skepsis. Allein, diese Skepsis gründet bei näherer Betrachtung

²⁵ Vgl. Jörn Bockmann: *Translatio Neidharti*. Untersuchungen zur Konstitution der Figurenidentität in der Neidhart-Tradition. Frankfurt a. M. (u. a.) 2001. (= *Mikrokosmos. Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung*. 61.) S. 124–130.

²⁶ Vgl. *Vollständiges Wörterbuch zu Neidharts Liedern*. Hg. v. Edmund Wießner. Wien 1954, S. 149 (zum Lemma *kallen*).

²⁷ Vgl. den Parallelbeleg zu unserer Neidhartstelle bei Karl Friedrich Wilhelm Wander (Hg.): *Deutsches Sprichwörter-Lexikon*. Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Bd. IV. Leipzig 1876, Sp. 1124 (Nr. 1544): *Fahr’ n’an Döbel und brik dat G’nick*.

²⁸ Der Kleindruck in unserer Ausgabe (wie Anm. 6), S. 35 impliziert ‚Unechtheit‘.

²⁹ Vgl. die Trutzstrophe VIIb (wie Anm. 6), S. 143 sowie dazu Bockmann (wie Anm. 25), S. 127.

³⁰ Wie schon oben einmal zitiert: Beyschlag (wie Anm. 3), S. 67.

nicht auf einer Kritik an der Magie, indem etwa alles Magische als reines Hirngespinnst bezeichnet würde. Vielmehr reibt sie sich nur an einem Detail aus dem Bericht ihrer Tochter, nämlich am ‚Lust-Motiv‘: Die Mutter schließt zumindest indirekt nicht aus, dass ihr Kind eine Wurzel im Mund verspürt habe und hernach völlig ‚enthemmt‘ worden sei, zweifelt jedoch entschieden die Behauptung ihres Kindes an, das gesamte Liebestreiben einfach ‚verschlafen‘ zu haben. Ihre Tochter wisse in Wahrheit sehr wohl, wie sie zur Frau gemacht worden sei! Genau diese Unterstellung greift die Tochter im darauf folgenden, fein geschliffenen Wortduell auf und an: *Ir habt es wol beschænet./ waz solten mir die vrenden tuon, sît ir mich selbe hænet?/ mir ist niht kunt um mannes-minne-rüeren* (VIII, 1–3). Daraus spricht zuerst Entrüstung über das mangelnde Einfühlungsvermögen der Mutter und es wird ihr im Gegenzug eine Verharmlosung der Geschehnisse vorgeworfen, die kränkender sei als die zu erwartenden Reaktionen der Außenstehenden. Hernach insistiert der Schlusssatz der Tochter auf der Zurückweisung des ‚Lust-Motivs‘, da sie sich keinerlei sexueller Erfahrungen bewusst sei (*mir ist niht kunt um mannes-minne-rüeren*). Magie-Kritisches fehlt auch in der prompten Erwiderung der Mutter: Ihre Mahnung *dû darfst mich niht mit spellen umbe vüeren*. (VIII, 4) bezieht sich mit den *spellen* – d. i. (nach Wießner) ein „unnützes, verlogenes Gerede“³¹ – wiederum bloß auf die Behauptung der Tochter, nichts beim postmagischen Verführungsakt gespürt zu haben. Auch in Strophe IX knüpft die Mutter an dieses narrative Detail an: Um denn ihrer Tochter (wie es scheint, aus Mangel an Beweisen) die Geschichte vom ‚Lust-Verlust‘ – mitsamt dem Zauberkontext (!) – noch einmal durchgehen zu lassen (*deich dir die rede zerlæse*,³² IX, 1), habe sie sich jedoch von der *alten Künzen mit ir üppecllichem kæse* („dem unnötigen Geschwätz“) fern zu halten, denn *diu rætet, daz dich noch her nâch geriuwet./ si hât mit swinden sprûchen ie vil alter mære genuuwet* (IX, 2–4).

Um die letzten beiden Verse ganz zu verstehen, müssen wir sie in Einklang bringen mit dem spürbaren Zweifel der Mutter an der emotionalen ‚Zurechnungsfähigkeit‘ oder einfach an der Reife ihrer Tochter, die deshalb auch weiterhin der latenten Gefahr diverser Liebeszauber ausgesetzt bleibe. So betrachtet, warnt die Mutter zum Abschluss nicht vor einer ‚Tratschtante‘, sondern vor einer Person, die die Neigung der Tochter, fest an Zauberei zu glauben, noch weiter anzufachen droht.³³ Das verändert unser Bild von der Künze als einer beliebigen ‚Dorfschwätzerin‘: Sie wird zu einer seltsam verführerischen, vermutlich kräuter- und wurzelkundigen Person. Dafür spricht auch ihre aktive Rolle, die sie durch das Erteilen diverser Ratschläge einnehme: Anstatt bloß belangloses Gerede zu verbreiten, betöre sie

³¹ Vgl. Wießner, Wörterbuch (wie Anm. 26), S. 252.

³² Vgl. ebda, S. 366 (das Lemma *zelæsen*). Beyschlag (wie Anm. 3), S. 69 übersetzt: „daß ich’s auf sich belasse“.

³³ Wohl irrtümlich mit „Männern“ gleichgesetzt wird die *Künzen* von Günther Schweikle: Neidhart. Stuttgart 1990. (= Sammlung Metzler. 253.) S. 74, denn die Anknüpfung im Singular mit *diu rætet* (IX,3) lässt nur an eine einzelne, weibliche Person denken.

mit *swinden sprächen*. Es scheint nicht abwegig, hinter diesen ‚gefährlichen Sprüchen‘ eine euphemistische Umschreibung zu sehen, die nicht den von Beyschlag so übersetzten ‚böse[n] Klatsch“³⁴ meint, sondern z. B. diverse Beschwörungsformeln. Und was durch diese Person an *vil alter mære geniuwet*, also dauerhaft und ständig dräuend am Leben erhalten wird, sind demgemäß anstatt banaler ‚Geschichten“³⁵ über irgendwelche kurzlebigen Dorftanz-Ereignisse eher Berichte aus alten Mythen, wie sie (als christlich-paganes Amalgamat) speziell im magischen Bereich seit jeher eine tragende Rolle einnahmen.

Die Betrachtung der Mutter-Perspektive hat somit in Summe ein delikates diskursives Spiel mit detaillierten Optionen bzw. Graden der Glaubwürdigkeit ihrer Tochter geoffenbart: Entgegen ‚modernen‘ Auffassungen, die in der Mutter eine Vertreterin der völlig magie-ungläubigen Vernunft sehen wollen und in der Tochter nur die Erfinderin absurd unglaubwürdiger Lügendespinnste, ist erkennbar geworden, dass es bloß die von der Tochter behauptete Tragweite magischer Umtriebe ist, die der Mutter Anlass zur Skepsis gibt, nicht aber die Existenz schwarz-magischer Versuchung. Die Komik, die sich aus der Reibung zwischen diesen beiden ‚teilkonvergenten‘ Sichtweisen ergibt, ist daher hintergründiger als bislang vermutet. Sie beruht nämlich nicht auf einer platten und pauschalen ‚Kollision‘ zwischen (kindlicher) Naivität und (mütterlicher) Erfahrungheit/Rationalität, sondern auf einer Plausibilitäts-Spannung, welche aus einem mehr oder weniger radikalen Ausreizen der Vagheit mittelalterlicher magischer Welt- und Wirkvorstellung resultiert. Für den magie-kritischen Teil des Publikums war daher neben der Tochter, die ihr Liebesabenteuer so zielstrebig auf magische Umtriebe zurückzuführen wusste, auch die Mutter Ziel des Verlachens, denn sie hatte ihrer kecken Tochter letztlich nicht mehr entgegenzusetzen als einen nicht gewinnbaren Wortkampf gegen die spekulative Symptomatik (!) erfolgreicher Liebeszauber.

Damit sind wir schon bei der außertextuellen Verstehensperspektive des intendierten Publikums angelangt. Von diesem dürfen wir annehmen, dass ihm sowohl die Nomenklatur der Neidhart’schen Minneauffassung als auch das ‚herbarische Einmaleins‘ im Umfeld magischer Denkweisen bekannt war. Damit ausgerüstet, sollte es für das Auditorium – einerlei, ob bloß magiekundig oder auch magiegläubig – überaus reizvoll gewesen sein, am latenten ‚Ratespiel‘ um die unbenannte Wurzel teilzunehmen. Als wichtiges ‚Schlüsselwort‘ auf realienkundlicher Ebene fungierte sicher der ihr anhaftende *zouber* (VI,2), also die angeblich magische Kraft der Wurzel mitsamt der markanten, irrationalen Wirk-Aura: Die Lösung ‚Alraune‘ dürfte wohl bald in der Luft gehangen (und alle Konkurrenzpflanzen letztlich verdrängt) haben, war es doch allein diese Zauberwurzel, um die sich alle einschlägigen Phantasien rankten.

³⁴ Beyschlag (wie Anm. 3), S. 69.

³⁵ Ebda.

Aber die faktische Unbestimmtheit der Wurzel förderte zugleich die Erschließung einer weiteren Sinn-Ebene: Ich spreche – endlich – von der sexuellen Verweiskraft der Wurzelform.³⁶ Da wäre einerseits endlich auszusprechen, was vermutlich schon vielen Leserinnen und Lesern dieses Beitrags längst ‚auf der Zunge lag‘: Die Wurzel mochte womöglich nichts anderes gewesen sein als bloß die flinke, harte Zungenspitze des gewitzten Ritters; der magische Effekt hätte sich dann in eine Art ‚Autosuggestion‘ der Tochter aufgelöst oder wäre – falls die Tochter nach Berührung dieser Ritterzunge erst auf die Idee gekommen sein sollte, etwas ähnlich Geformtes zur Grundlage ihrer Entschuldigung für das Liebesabenteuer zu machen – als reine Denkfigur und Schutzbehauptung deutbar geworden. Andererseits gelangte man über eine gedachte Verschiebung zwischen dem oralen Oben und dem genitalen Unten, die vom tänzerischen Aneinanderpressen der seligen Leiber nahe gelegt scheint (vgl. nochmals VI/3: *mich het ein ritter nâhen zim gevangen*), sowie über die isolierte Vorstellung von der Wurzel als einem länglich-harten Etwas zur Idee eines phallischen Erotikons. Diese Konnotation mochte zusätzlich von ähnlicher Metaphorik in der Alltagssprache stimuliert sein³⁷ und ferner auch deshalb mit intendiert erscheinen, weil sie – besser als das rein kräuterkundliche Wissen bzw. in Ergänzung dazu – begreiflich machte, warum die Berührende davon sprach, ihre Sinne verloren zu haben: Dahinter durfte man (jenseits realienkundlicher Zwänge) eine Art ‚poetischer Überreaktion‘ des Mädchens erblicken, die sich zusammensetzte aus geglaubter Zauberwirkung und Symbolisierung der erotischen Überwältigung. Anders ausgedrückt: Für das hellhörige Publikum gesellte sich zur herbarischen Potenz der alraunenartig denkbaren Wurzel eine sexuell exhibitionistische. Speziell gegen diese Mischung war für das Opfer ‚kein Kraut gewachsen‘ und daher seine literarische Ohnmacht begreiflich. Über diese symbolische Verweiskfunktion hinaus erzielte die Umnachtung als überaus dramatische Reaktion auf Neidharts ‚hochdosierte‘ Minnedroge sicher auch den gewünschten komischen Effekt.

Solch überhöhtes Textverstehen kann dem innertextuellen Streitgespräch zwischen Tochter und Mutter über die ‚Echtheit‘ dieses merkwürdigen ‚blackouts‘ noch mehr abgewinnen: Vordergründig wirkt dieses Wortgefecht (wie schon oben angedeutet) in Hinblick auf die Tochter und die Mutter gleichermaßen komisch durch die letztlich ergebnislose Abhandlung des Themas ‚magische Reichweite eines lüsternen Ritters‘. Blickt man tiefer, zeigt sich dieser Disput beteiligt an einem umfassenderen ‚Plausibilitäts-Diskurs‘ über die Grenzen zulässiger Minneformen. Die hier vorgeführte Variante einer ‚berauschenden Drogen-Minne‘ spielt dabei

³⁶ Vgl. Bruno Fritsch: Die erotischen Motive in den Liedern Neidharts. Göppingen 1976. (= Göppinger Arbeiten zur Germanistik. 189.) S. 73. Dort wird aber die phallische Kapazität der ‚Zauberwurzel‘ nicht ausdrücklich erwähnt.

³⁷ Als späteres Paradebeispiel für die Bezeichnung des männlichen Genitals als etwas (allerdings ‚mehrteilig‘) Wurzeliges sei auf die Arztszene im „Ring“ (V. 2141) Heinrich Wittenwilers verwiesen.

mit der Grenzüberschreitung in Richtung einer schwarzmagischen Seite, wo die Kraft freier Willensentscheidungen durch vorsätzliche Manipulation aufgehoben scheint. Auch darüber, so dürfen wir vermuten, sollte gelacht werden, und Ziel dieses offensiven Verlachens waren wohl die Produkte und damit zugleich die Erzeuger des konventionellen Minnesangs, einschließlich Walther von der Vogelweide, der zwar über einen ähnlichen ‚magiekundlichen Horizont‘ verfügt haben dürfte wie alle wachen Geister seiner Zeit,³⁸ sich aber davor hütete, mit Hilfe okkultur Vorstellungen die Minnelyrik an den Rand ‚wendezeitlicher‘ Absurdität zu führen.

So mochte Neidhart, der ‚Teufelskerl‘ des SL 15, am Ende alle Lacher auf seiner Seite gehabt haben. Die kunstvolle Vagheit seines Texts erlaubte es seinem Publikum, das Gehörte gemäß eigenem Deutungsvermögen zu ‚kompletieren‘, d. h. sich auf das Themenangebot ‚Minne‘ und ‚Drogen‘ einen eigenen ‚magischen Reim‘ zu machen: Denn was immer es war, das da angeblich wurzelförmig auftrat und im Geruch stand, zauberkräftig zu sein, es forderte auf höchst vergnügliche Weise dazu auf, ein Stück magischer Alltagskultur ins Bewusstsein zu rücken und erwies sich als geeignet, den gesamten Text gleichsam in hermeneutischer Schwebe zu halten – gerade so, wie man es von einer rätselhaften literarischen Zauberwurzel in Neidharts Mund erwarten durfte.

³⁸ Hier gilt es noch die vielen, bislang zu wenig beachteten Hinweise in der älteren deutschen Literatur auszuwerten, die dafür zu sprechen scheinen, dass auch die Kräuter- und Magiekunde einen tragenden Teil der ‚Rollenbilder‘ eines mittelalterlichen Dichters darstellte. Erstes Material wurde jüngst durch folgende Diplomarbeit bereitgestellt: Helmut Werner Klug: Kräuter in der deutschsprachigen Dichtung des Hochmittelalters: Vorkommen, Anwendung und Wirkung in ausgewählten Texten. Graz, Phil. Dipl.-Arb. 2004.

TEXTANHANG

Neidhart von Reuenthal: Sommerlied 15³⁹

- I. *Alle, die den sumer wellent lobeliche enphâhen,
die lâzen in ze quote mîne lere niht versmâhen:
ich râte, daz die jungen hôchgemuoten
mit schœnen zûhten sîn gemeit und vûrhten schame ruoten.*
- II. *Der walt mit niuwem loube sîne grîse hât verkêret:
dâ von vil mangem herzen sîne vreude sint gemêret.
diu vogelîn, diu der winder het betwungen,
diu singent aber des meien lop baz, dannes ie gesungen.*
- III. *Urloup nam der winder, dô die bluomen an der heide
stuonden wûnneclîch gevar in liechter ougenweide,
begozzen mit des sîezen meien touwe.
„der het ich gerne ein krenzeln, geselle“, sprach ein vrouwe.*
- IV. *Swaz vûr trûren hâret und vûr allez ungemûete,
daz bringet uns der meie mit vil manger hande blûete.
er heilet, daz der winder het verwundet;
er hât mit sîner sîezen kraft der siechen vil gesundet.*
- V. *„Vreude ist aller werlde gegen des meien kunft erlobet.
owê mir“, sprach ein magt, „ich bin der mînen gar beroubet;
dâ von sô lîde ich manger hande swære,
der ich gein dirre sumerzît mit vuoge wol enbære.“*
- VI. *Diu muoter sprach zer tochter: „kumt ez dir von mannes schulden?“
„jâ, muoter, ich muoz von der manne schulden zouber dulden:
mich het ein ritter nâhen zim gevangen.“
„nu sage mir, liebiu tochter mîn: ist anders iht ergangen?“*
- VII. *„Nein dâ, liebiu muoter mîn, des ich gemelden kunde.
er kuste mich; dô het er eine wurzen in dem munde:
dâ von verlôs ich alle mîne sinne.“
diu alte sprach: „dû bist niht magt: dich rûerent mannes minne.“*
- VIII. *Zorniclichen sprach diu magt: „ir habt ez wol beschænet.
waz solten mir die vrenden tuon, sît ir mich selbe hænet?
mir ist niht kunt um mannes-minne-rûeren.“
diu alte sprach: „dû darft mich niht mit spellen umbe vueren.*
- IX. *Wildû, liebez tochterlîn, deich dir die rede zerlæse,
sô vliuch die alten Kûnzen mit ir ûppiclichem kæse!
diu rætet, daz dich noch her nâch geriuwet.
si hât mit swinden sprûchen ie vil alter mære geniuwet.“*

³⁹ Abdruck der Riedegger Strophen nach der Ausgabe von Wießner (wie Anm. 6).

